

„Aber, Du bist ja eine prächtige, kleine Sphärische!“ Ein neuer Gedanke schien ihm plötzlich gekommen. „Ich kann Dir nur sagen, mein Kind, in diesem Augenblicke, wo Du mit offenkundiger Un-
glaube gegen mich auftrittst, schreibe ich der Frau Deines einstigen Liebhabers von Ewigen Vorurtheilen! Und daß ich ihr daselbst in den Farben malen werde, ist demnach ich es nicht gesehen und nicht in platonischer Beleuchtung, wie Du es darzustellen liebst, davon sei überzeugt!“

Bera zitterte wie im Fieber.
„Du suchst mich vergeblich zu erschrecken, Du kennst weder seinen Namen noch seinen jetzigen Wohnort.“

„Stehet doch! Ich würde den Brief an Frau Professor Sidbert in D. adressieren.“

„Egon, woher weißt Du?“
„Woher ich den Namen weiß? Du hast mich eben nicht für unbedeutend einfältiger gehalten, als ich es in der That bin. Als ich mit den Segen Deines Vaters für unsere Verbindung holte, gab ich diesem zu verstehen, daß Du mir alles über Deine erste Liebe erzählst. So war es nicht schwer ihm durch geschickte gestellte Fragen den Namen zu entlocken.“

Bera preßte die Hand vor die Augen. „Also schon damals!“

„Ganz recht, schon damals ahnte ich die Möglichkeit, die dieser Name gelegentlich für mich haben werde, wenn ich auch gerade eine Szene, wie die heutige, noch nicht voraussehen konnte. — Glaubst Du nicht auch, daß die Frau Professor eigentümliche Augen machen wird, wenn sie meinen Brief erhält?“

„Ich bestreite nicht mehr auf der Trennung. — Aber, Egon, ich beschwöre Dich, mäßige Dich in Deinen Leidenschaften, gib mich nicht dem öffentlichen Mitleid preis!“

„Du verläßt Dich doch nicht etwa auf meine Liebe zu Dir, Du, die Du mich nie auch nur einen Augenblick wahrhaft geliebt?“

„Auf Deine Liebe nicht, aber auf Deine Ehre!“

„Meine Ehre ist meine Sache! — Aber das Gespräch singt an langweilig zu werden! Ich möchte schlafen. Gute Nacht!“

Bera wandte sich mit erloschenen Augen und zuckendem Antlitz der Thüre zu.

Trübe und düster schlich der nächste Tag über die Erde. Ein feiner, kalter Regen schlug an die Fenster, die Natur schien nicht aufzuwachen zu können aus ihrem nächtlichen Schlafe.

Es war Abend geworden. Bera saß am Fenster ihres Zimmers, ihr Tagebuch vor sich. Sie blickte hinüber auf die dämmernden Park-Anlagen. Sie hörte den Wind klagend durch die Bäume und Blätter streichen, in ihrer Seele war es dunkel und kalt wie draußen. Die schmerzende Stirn in beide Hände gepreßt, sah sie lange in Gedanken versunken, dann ergriff sie die Feder und schrieb:

„Gern möcht' ich in Tempeln beten,
Nur Trümmern finde ich mehr!
Altäre u. d. Götter liegen
Verstümmelt am Boden umher.“

„Klagt nicht Grün so in seinem „Wanderer“?
O ich verstehe ihn wohl! Auch ich wandle in unendlicher Wüste.“

„So weit mein Ruf auch töne,
Kein Ruf, der widerönt!
So weit mein Herz sich sehne,
Kein Herz, das nach mir sich sehnt!“

Ich las heute in einer Zeitschrift einen geistvollen Aufsatz, in dem gar klug bewiesen wurde, daß wir zu unserem Glück kein ewiges Leben brauchen, daß wir, weil daselbst nicht existiert, um so voller und tiefer das Leben genießen sollen, das wir hier auf Erden führen. Für den Glücklichen mag das ein Trost sein! — Wenn sich aber das Leben so gestaltet hat, daß jeder Tag ihm zur Qual, jeder Atemzug zur Pein wird, was soll der hier auf Erden? Warum sollte ich den Jammer meines Herzens erfinden und meine Seele zu veredeln suchen, wenn sie doch nur dazu lebt, um ein in Staub zu zerfallen, zu vergehen und zu verwehen, als wäre sie nie da gewesen?

Für den Unglücklichen ist kein Platz in einem entgötterten Leben! O, daß ich mich zur Ruhe niederlegen dürfte! Und doch wage ich es nicht, das Leben von mir zu werfen, so lange ich meines Vaters Namen trage. Man soll nicht von ihm sagen können, er habe mich in den Tod getrieben.“

Sie stand auf und wandelte ruhelos durch die einsamen, hallenden Gemächer. Wie wenig Freude, wie viel Leid hatten diese Räume seit beinahe zwei Jahren mit angesehen! — In dem Rauchzimmer Lessings stand noch das Fenster offen. Fruchte Nachtluft schlug ihr entgegen. Sie schloß es; der Zugwind wehte ein Blättchen Papier zur Erde, zart, rosig und duftend. Gleichgiltig hob sie es auf. Da fielen ihre Augen auf die von zierlicher Damenhand geschriebenen Worte: „Leurer Egon.“ Mechanisch las sie weiter: „Sei heute um neun Uhr bei mir, ich erwarte Dich.“ Der Brief war vom heutigen Tage datiert, es war jetzt zehn Uhr, — er war bei ihr! Es durchschauerte sie zitternd. Aber sie wollte nicht denken, sie wollte schlafen! —

Da hielt ein Wagen vor dem Hause. Eilige

Schritte erklangen auf der Treppe, die Thüre wurde hastig gezogen.

Wer konnte so spät noch kommen? Er trat in den wald erleuchteten Park. Der Bursche des Stadthaus stand vor ihr mit Weisem, unheimlichem Gesicht.

„Gnädige Frau, es ist ein Unglück geschehen, — Herr v. Lessing —“

Sie hörte ihn nicht. Alle ihre Sinne waren im Auge konzentriert. Was war das, was dort so schwerfällig zur Thüre hineingetragen wurde? Mit erschrockenen Schritten eilte sie hinzu, hob das verhüllende Tuch auf und sah in das vom Tode entstellte, blutüberrieselte Antlitz ihres Vaters. Bewußtlos sank sie zusammen.

Am anderen Morgen wurde die Stadt von seltsamen Gerüchten erregt. Es hieß, Lessing sei tot. Hauptmann von Benlow habe denselben in Gegenwart seiner Frau getroffen und ihn ohne weiteres niedergeschossen. Jedenfalls hatte letzterer sich selbst seinem Vorgelesenen gestellt, um sich dem Urtheile eines Kriegsgerichtes zu unterwerfen. Frau Sidonie war verreckt, niemand wußte wohin.

Es war ein trauriges Wiedersehen zwischen Vater und Tochter, als der Geheimrat auf die kurze Benachrichtigung von dem Vorgefallenen hin zu Bera nach R. geeilt war, um ihr über die schwersten Stunden hinwegzuhelfen.

War das sein blühendes, schönes Kind, dieses an Körper und Seele gedrochene, zarte durchsichtige Wesen, dessen abgemagerte Hände so schlaff an dem dunklen Trauergewande hinabhängen? Sein Herz zog sich trampfhaft zusammen. War es möglich, daß diese zwei kurzen Jahre ihrer Ehe sie zu der gemacht, die er dort so willenslos, mit so irrem Blicke im Nebel vor sich sehen sah?

Der alte Herr schlang seine Arme um die zarte Gestalt, während über seine Lippen Worte des Trostes und der Ermunterung strömten, Worte, wie sie nur aus einem Vaterherzen kommen können, und die doch ihre Seele nicht aufzurütteln vermochten aus der Gleichgiltigkeit, in die sie verfallen. — Er wollte sie mit sich nehmen heim nach S. Erst da zeigte es sich, daß sie noch zu wollen vermochte.

„Nicht nach S.“ bat sie mit leiser Stimme und der rührenden Geberde eines Kindes. „Ich fühle es, ich würde wahnsinnig werden, Vater, wenn all die neugierigen Augen auf mir ruhten, um mir mein Leid von der Stirne zu lesen. — Es ist mir so seltsam im Kopfe“, sie preßte die Hände gegen die febernden Schläfen, „das kommt wohl vom vielen Denken und Grübeln.“

„So willst Du hier bleiben?“

„Nein, nicht hier!“ sie schauerte ängstlich zusammen. „Ich will zu meiner Jugendfreundin, dem kleinen Mädchen an den Rhein. Dort kennt mich niemand. Vor einigen Tagen erhielt ich einen Brief von ihr. Willst Du ihn lesen, Vater?“ Sie reichte ihm denselben, er las:

„Liebste Bera!
Unter meinen Fenstern flutet der Rhein vorüber, er rauscht mir sein ewiges Lied von der Freude in's Ohr. Und mein Herz freut sich! Es freut sich seines Lebens, seines Gottes und vor allem seiner Liebe! Du siehst, auch ich vermag poetisch zu werden, wenn ich in diese blühende, lebendige Pracht der Natur hinausblicke. Könntest Du bei mir sein! Aus Deinen letzten Briefen wehte mir ein so trüber Hauch entgegen, wie ich ihn an meiner kraftvollen Bera gar nicht kenne! O lämest Du zu uns, wir wollten Dir all' Dein Herzleid aus der Seele hinweglachen, mein süßer Mann und ich. Mein Gaststübchen steht für Dich bereit, Bera, bitte nur Deinen strengen Herrn Gemahl, daß er Dich uns schickt, und wäre es auch nur für kurze Zeit! Es läßt Dich wie in vergangenen Tagen
Dein
Mädchen.“

Bögernd gab der Geheimrat nach. Bera war ihr Leben lang ihre eigenen Wege gewandelt, sollte er sie jetzt von dem zurückhalten, wonach ihr Herz sich sehnte? —

Witten im Rheine, einige hundert Schritte südwärts von einem uralten Städtchen, das mit seinen wunderlichen Giebeln und Erkern wie ein vom Wechsel der Zeiten vergessenes Stück Mittelalters und vor das Auge tritt, liegt eine einsame, kleine Insel, ein Wörlch, wie man sie dort nennt.

An ihrer südlichen Spitze, da, wo sie sich gegen die seit Jahrtausenden andrängenden Fluten des Rheines stemmt, sitzt auf dem vorspringenden Felsblock, von einem überhängenden Baume verborgen, Berras dunkle Gestalt. Sie sitzt hier, wie sie seit Wochen täglich gesessen, ruhig, regungslos. Sie steht nicht empor nach den im herbstlichen Schmucke prangenden Höhen, auf deren Scheitel grau und tropfend die Trümmer einer Burgruine in die Luft ragen, sie sieht nicht um sich auf das geschäftige Leben und Treiben der Winger an den Ufern. Was kümmert das alles sie? — Es ist ihr eine fremde Welt!

Mit dem tiefen Schmerzenszuge um den Mund starrt sie Stunde auf Stunde hinab in das grünliche, an ihren Ufern sich brechende, leise braunende Wasser. Sie denkt nicht, sie grübelt nicht wie früher, ihr Kopf ist wirt geworden und nakt von

all' dem Denken und Sinnen. Sie hat nur noch das eine dämmige Bewußtsein, daß sie da ist, daß sie Ruhe finden möchte da unten in dem Frieden des Rheines. Sie kann nicht um Trost anblicken zum Himmel, — er ist ihr verschlossen, die Welt wehrt sie an, aber die Flut, die gähnt, leuchtende Flut schmeichelt um sie her. — Wenn sie jetzt die Arme ausbreitet und sich ganz langsam hinabsinken läßt, dann hört es auf so schmerzhaft in ihrem Kopfe zu hämmern, dann beruhigt sich das Pochen ihres wunden Herzens. Sie schaut verlangend hinab nicht mit bewußtem Wunsche, nein, mit dem dämpften Sehnen nach Ruhe.

Wie sie so in das schimmernde Wasser schaut, da taucht vor ihrem geistigen Auge ein mildes, freundliches Bild auf, das sie lange nicht mehr in der Erinnerung gesehen, das sie fast vergessen hatte in ihrem sinnverwirrenden Wehe. Sie kennt sie wohl, die hohe Gestalt mit dem edlen Antlitz und dem gütigen Rande, sie hat einst zu ihren Füßen gesessen und voll kindlichen Vertrauens zu ihr aufgeblickt. Ach, das war lange, lange her! Er würde sie nicht wieder kennen, sie, die Wortverlassene, die nichts mehr glaubte, nichts hoffte, nichts liebte! —

Je lebhafter sein Bild vor ihre Seele trat, desto heller wurde es ihr im Kopf und Herzen. Der dumpfe Druck, der sie so lange beängstigt, wich langsam von ihr, sie konnte wieder denken wie früher.

Nein, sie wollte noch nicht sterben, noch war eine Möglichkeit da, daß sie geistig gerettet würde! Wenn er mit seinem hellen Verstande eine übersinnliche Welt für denkbar hielt, dann mußte auch sie wieder glauben können. Sie riß ein Blatt aus ihrem Notizbuche und schrieb:

„Herr Professor!“

Denken Sie, es sei eine Fremde, die diese Zeilen an Sie richtet, die eine Frage an Sie stellt, von der ihr Leben abhängt. Glauben Sie an Gott, Professor Sidbert, glauben Sie an die Unsterblichkeit Ihrer Seele. Antworten Sie ehrlich unumwunden, so unumwunden, wie ich die Frage an Sie stelle. Ich habe es verlernt, mich selbst zurecht zu finden in den dunklen Rätseln des Lebens.

Bera.
Zum ersten Male, seit Bera bei ihnen weilte, entdeckte heute Mädchen's besorgtes Auge einen leisen Schimmer von Hoffnung in ihren Augen. Die junge Frau hatte schon gefürchtet, ein stiller Wahnsinn werde nach und nach die Seele der Armen umhüllen. Aber heute, wie sie so dort drüben in der dunkelsten Ecke des Zimmers, ihrem Lieblingsplatze, saß, glaubte Mädchen ein Lächeln wie von früher, freundlicher Erinnerung um ihre Lippen schweben zu sehen.

Beinahe eine Woche war seitdem verfloßen. Wieder sah Bera auf ihrer Landspitze, tiefe Enttäuschung in den müden Augen.

Wenn er den Brief erhalten, wenn er ihn so verstanden hatte, wie sie es gewünscht, warum antwortete er nicht? Es war doch so leicht, einige bejahende Zeilen zu schreiben, und sie retten! Oder wollte er ihre Frage nicht verneinen und schrieb deshalb nicht? Auch diese ihre letzte Hoffnung war also trügerisch gewesen.

Leichte Ruderschläge klangen in ihr Ohr. Es war wohl der Schiffer, der zur gewöhnlichen Zeit kam, sie abzuholen, sie wandte sich nicht um. Die Hände über den Knien verstrickt, sah sie da, mit dem Auge starr dem Spiele der Wellen folgend.

„Bera.“
Sie schrak zusammen. Was war das für eine Stimme! Sie jagte ihr das Blut jäh zum Herzen und ließ ihre Wangen noch bleicher erscheinen, ihre Augen sich noch geisterhafter öffnen.

Eine Hand legte sich sanft auf ihre Schulter, ein auf ihr ruhender Blick zog den ihrigen magnetisch an sich. Da stand er, Sidbert, mit dem gütigen Lächeln um den Mund, wie sie ihn noch kürzlich im Geiste gesehen, die Augen voll unfägligen Mitleids auf sie gerichtet.

„Arme, arme Bera, was ist aus Ihnen geworden! Was haben die Stürme der Welt Ihnen angethan!“

„Nicht die Welt allein hat Schuld“, sie blickte düster zu ihm auf, „sondern mein eigener Kopf, mein eigenes zweifelndes Herz.“

„Sie sollen aber nicht zweifeln, Bera! Ich will Ihren Glauben an dem meinen entzünden. Es ist ja nicht möglich, daß Sie — so jung und so gut — sich ihm verschließen sollten!“

Ein Strahl der Freude brach aus ihrem Auge. Er glaubte also, das war schon viel!

Sidbert ließ sich nicht weit von ihr auf einem moosigen Steine nieder, sie mit der Bärtlichkeit eines Vaters betrachtend, der über seinem kranken Kinde wacht. „Sie müssen nicht meinen, Bera, daß Sie allein dastehen mit Ihrem Unglauben an dem, was das Leben noch einzig lebenswert macht, und mit Ihrer Sehnsucht nach dem verlorenen Gottesbewußtsein. Die größten und schärfsten Geister aller Zeiten haben das Gleiche durchgemacht!“

„Auch Sie?“
„Auch ich. Aber Sie dürfen dabei nicht stehen bleiben, Bera! Sie müssen sich kraftvoll durchringen durch diese Zweifel, nicht verzagend sich ihnen hingeben!“

(Fortsetzung folgt.)